



Alys Clare

FÜRCHTE
DAS GIFT
DER
SCHLANGE

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 7

Weltbild

Mysteriöser Giftmord in der Abtei

Die wunderschöne Galiena sucht in der Abtei von Hawkenlye Hilfe, weil sie fürchtet, keine Kinder bekommen zu können. Kurz darauf stirbt sie auf qualvolle Weise. Die Nonnen stellen fest, dass Galiena schwanger war. Wer hat Galiena vergiftet, und welchen Grund hatte sie, die Nonnen zu täuschen?

»Alys Clare erzählt eine aufregende Geschichte, die den Leser auf Fortsetzungen gespannt sein lässt.« Publishers Weekly

Hawkenlye-Mysteries-Reihe

Band 1: Sei geweiht der Hölle

Band 2: Der Fluch komme über Euch

Band 3: Der Himmel strafe Euch

Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit

Band 5: Verstummen sollen alle Lügner

Band 6: Wehe dem sündigen Volk

Band 7: Fürchte das Gift der Schlange

Band 8: Wer ohne Schuld ist

Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

Fürchte das Gift der Schlange

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

Weltbild

Die Autorin

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel *Whiter than the Lily* bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Alys Clare

Copyright der deutschen Übersetzung © 2005, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Übersetzung: Ana Maria Brock

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-637-5

Der von Mauern umschlossene Garten lag wie betäubt unter der heißen Maisonnette. Nach einem mäßigen Frühjahr schien die Natur die verlorene Zeit eilig aufholen zu wollen, und seit der Monatsmitte war es trocken und ungewöhnlich warm.

Das Gras war mit Gänseblümchen gesprenkelt, und etwas entfernt von der Schatten spendenden Gruppe der Apfel- und Nussbäume im hinteren Teil zeichneten drei oder vier Hexenringe ein Muster in dunklerem Grün auf den frischen Rasen. Auf den Beeten wuchsen üppig Kräuter und Blumen. Zwischen Lilien und Stiefmütterchen, Mohn, Salbei, Lavendel und Thymian hoben sich die hohen Stängel der Raute hervor. Die Sonne hatte früh ihre gelben Blüten hervorgehoben, die sich energisch dem Licht entgegen drängten. Kletterrosen bedeckten verschwenderisch die südliche und westliche Mauer, und die leuchtend rosafarbenen Blumen verströmten ihren Duft in die warme, stille Luft. Wermut und Schafgarbe, Stabwurz und Brombeere machten sich in der Hecke unter den Nussbäumen den Platz streitig; an einem Fleck ganz für sich im Schatten der Hecke wuchs Mandragore, die Alraunwurzel.

Zwischen den Kräuterbeeten wanden sich schmale Pfade durch das Gras. Auf dem hintersten Pfad stand eine junge Frau. Sie hatte gerade eine Rose gepflückt, und während sie den Duft einatmete, schloss sie verzückt die Augen.

Sie war hochgewachsen, schlank und hellhäutig, so hellhäutig, dass im Sonnenlicht ihr Teint weiß wirkte. Auch ihr Haar war fast weiß, von so hellem Blond, dass es reifem Flachs glich. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, den sie gewöhnlich trug, um ihr Gesicht vor der Sonne zu schützen, und jetzt begann sich ein kaum merklicher rosiger Anflug auf ihren Wangen auszubreiten. Sie trug Seide, teure, schwere Seide, aus Frankreich importiert und zu einem beträchtlichen Preis bei einem Händler in Romney erworben. Der Stoff war von dem zarten Rosa einer sich öffnenden Windenblüte, und nicht zufällig war das genau derselbe blasse Ton der makellosen Haut der jungen Frau.

Anmutig, versunken, die Augen immer noch geschlossen, war sie wunderschön.

So schön, dachte der alte Mann, der sie von oben aus einem Fenster beobachtete, dass sie die Blumen beschämte. Wer braucht einen Garten, wenn er ein Wesen wie sie anschauen kann?

Er hob die Hand, um sich die Augen zu reiben. Sie machten ihm ständig zu schaffen, wenn er es auch nicht zugeben mochte. Bis vor Kurzem hatte er nur in der Nähe liegende Dinge nicht gut sehen können, doch jetzt bekam er auch mit der Fernsicht Schwierigkeiten. Das Reiben half nicht; genau genommen hatte es die Sache verschlimmert, stellte er fest. Er ließ die Hand sinken und neigte sich in seinem Sessel vor, kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen und setzte die eingehende Betrachtung fort. Mit seinen tränenden Augen musterte er die junge Frau angespannt.

Die Rose in der schlanken Hand, schritt sie jetzt den Pfad entlang. Dann bückte sie sich mit einer raschen, geschmeidigen Bewegung, die dem Beobachter den Atem stocken ließ, und pflückte etwas aus dem Rasen. Ein Gänseblümchen, dachte er und wünschte, er könnte es erkennen. Oder vielleicht ein Veilchen. Ja, vermutlich ein Veilchen, sicher wollte sie ihm jene Leckereien zubereiten, Veilchen in Honig eingelegt, die er so sehr mochte.

Ach, wie sehr er sie doch liebte! Dafür, wie sie ihn umsorgte, dafür, wie viele Mittel

gegen seine zahlreichen Beschwerden sie im Kopf zu haben schien. Er liebte sie ob ihres herzlichen Wesens und ihrer verspielten Art, mit der sie ihn manchmal zum Lachen brachte, als wäre er noch der Knabe, den er sich aus tiefstem Herzen zurückwünschte.

Sie hatte Geduld mit ihm, o ja, sie war geduldig und liebevoll. Wenn sie im Bett lagen und er sie, seine Frau, an sich zog, verstand sie es, seinen alten Leib zu reizen und aufzustacheln. Doch trotz der kleinen, kosenden Hände, der regelmäßigen Beigabe von Rosmarin zu seinen Speisen und der testikelförmigen Bohnen unter seinem Kopfkissen wurde es ständig schwieriger, ein gewisses Maß von Befriedigung zu erreichen, für sich selbst oder für sie. Er sorgte sich unaufhörlich, mit ihrer Jugend und Leidenschaftlichkeit könnte sie seiner Bemühungen überdrüssig werden.

Noch etwas anderes machte ihm Sorgen. Tagtäglich betete er um ein Kind und sie genauso, das wusste er sehr wohl. Ihr intimes Beisammensein lief gewöhnlich darauf hinaus, dass sie hätte empfangen können – nicht immer, aber doch hinreichend oft –, und es war mehrmals vorgekommen, dass sie sich schwanger glaubte. Doch dann, im ganzen drei Mal, hatte sie beim Mondwechsel zu bluten begonnen. Den Verlust ihrer Leibesfrucht begleiteten stille und herzerreißende Tränen ihrer schönen blauen Augen, Tränen, die wiederum die seinen auslösten, sodass beide, in ihrer Hoffnung auf ein Kind enttäuscht, gemeinsam weinten und beieinander spärlichen Trost fanden.

Ich würde ihr die Welt schenken, sann er, während er beobachtete, wie sie den Pfad verließ und ihre Füßchen in den leichten ledernen Hausschuhen flink über das Gras schritten. Ach, die Welt und alles, was darin ist. Ich schenke ihr ja auch alles, was sie von mir verlangt, allerdings verlangt sie nicht viel, Gott segne ihr liebevolles Herz.

Aber ein Kind kann ich ihr nicht geben.

Erneut überkam ihn der gewohnte Kummer. An diesem Morgen hatte er ihren Bauch und das weiche Haar ihrer Scham gestreichelt. Ein guter Nachtschlaf hatte ihn erfrischt, und ihr warmes Hinterteil, das sie im Schlaf an seinen Leib drückte, hatte ihn erregt, sodass beim Erwachen sein Blut in Wallung geraten war. Doch sie hatte ihn behutsam beim Handgelenk ergriffen und geflüstert: »Nein, mein Liebster, denn meine Regel beginnt.«

Sie hatten sich bemüht, nicht weiter daran zu denken und sich den strahlenden Tag nicht verderben zu lassen. Waren der Lenz und der Frühsommer denn nicht die Jahreszeit der Hoffnung?

Sie musste seinen Blick gespürt haben. Vielleicht, dachte er zärtlich, fühlt sie meinen Schmerz, weil sie meinem Herzen so nahe ist.

Denn als sie den Winkel des Gartens erreichte, wo sich zwei Mauern trafen und eine Pforte in eine kleine Hütte führte, blieb sie mit einem Mal stehen, drehte sich um, blickte geradenwegs zu ihm hinauf und warf ihm lächelnd eine Kusshand zu.

Noch eine ganze Weile starrte er auf den Fleck, wo sie diesen kurzen Augenblick lang gestanden hatte. Als sich zunehmend die Sommerdüfte und die Wärme des sonnigen Gartens in dem Zimmer ausbreiteten, wurden ihm allmählich die Lider schwer. Er setzte sich bequemer in seinem hochlehnigen Sessel zurecht, ließ den Kopf auf das kleine, lavendelduftende Kissen zurücksinken, das sie für ihn genäht hatte, und schlief ein.

Unten in der kleinen Hütte war die junge Frau rege bei der Arbeit. Hier fühlte sie sich wohl, wo die Wände nach geschnittenem Holz rochen und in dem Rohrdach kleines, meistens unsichtbares Getier hauste, dessen leises Rascheln und unerwartete flinke Bewegungen ihr bei der Arbeit heitere Gesellschaft leisteten.

Man hatte die Hütte mit der Rückseite gegen die Ziegelsteine der Gartenmauer errichtet, an der trockensten Stelle, die zu finden war. In der Vorderfront befanden sich zwei kleine Fenster, und an sonnigen Tagen standen die Fensterläden zur besseren Lüftung stets weit offen. Da der Bau im Schatten der hohen Mauer dem vorherrschenden südwestlichen Wind abgewandt lag, blieb die Innentemperatur ziemlich gleichmäßig; das hatte die junge Frau für erforderlich erklärt, als sie ihre Anweisungen zum Bau der Hütte gab.

Es war der Ort, wo sie ihre Kräuter trocknete und lagerte und ihre Salben und Tränke zubereitete.

Entlang der hinteren Wand zog sich ein breiter hölzerner Arbeitstisch, auf dem sie ihre frisch gepflückten Kräuter ausbreitete. Vor Kurzem hatte sie Rosmarin gesammelt, erpicht auf die besonders heilkräftigen ersten Triebe der Pflanze, und in dem kleinen Raum hing noch der liebliche Duft des Krautes. Über dem Tisch hatte man unter dem Dach der Hütte mehrere hölzerne Stangen angebracht, und hier waren Kräuter in Büscheln zum Trocknen aufgehängt. Auf einem Regal im Hintergrund standen zahlreiche Steinkrüge, zum Schutz gegen Luft und Feuchtigkeit ordentlich mit Wachs versiegelt.

Sie kannte sich in der Kräuterkunde hervorragend aus und wusste genau, was sie tat.

Jetzt starrte sie blicklos auf den leeren, auf sie wartenden Arbeitstisch herab und zählte in Gedanken auf, was sie brauchen würde.

Etwas hatte sie vergessen.

Durch die niedrige Tür verließ sie rasch die Hütte und trat in den Garten hinaus. Zunächst blickte sie zu dem Fenster hinauf und betrachtete kurz das Gesicht ihres schlafenden Gatten, bevor sie weiterging. Sie vergewisserte sich, dass er wirklich schlief und sie nicht sehen konnte, dann ließ sie die Augen durch den ganzen Garten schweifen.

Hier hielt sich niemand auf. Niemand beobachtete sie.

Nun wandte sie sich ihrem Ziel zu, rannte über den Rasen und begann sorgfältig, doch so schnell sie konnte, die fehlende Zutat zu pflücken.

Wieder in der Hütte angelangt, summte sie mit verhaltener Stimme einen Sprechgesang, während ihre Hände schnitten, hackten und rissen. Hin und wieder griff sie nach einem anderen Werkzeug – Mörser und Stößel zum Zerreiben, die Flasche frischen Quellwassers zum Verdünnen –, und immer wussten ihre geübten Hände genau, wohin sie sich zu bewegen hatten, ohne dass sie die Augen von ihrem Arzneitrank abzuwenden brauchte, um sie mit dem Blick zu verfolgen und sie zu lenken.

Schließlich war sie fertig. Zumindest hatte sie alles erledigt, was heute möglich war. Ein letzter Grundstoff fehlte noch, doch den konnte sie erst hinzufügen, wenn der Mond aus dem Skorpion in den Schützen getreten war. Die letzte Zutat war zu pflücken, wenn der Mond in einem Feuerzeichen stand – denn nur dann würde sie die nötige Hitze entfalten – und wenn reichlich Tau gefallen war.

Noch zwei Nächte, bedachte sie ruhig. Dann werde ich in den dunklen Stunden vor dem

Morgengrauen nackt mein Bett verlassen und hinausschleichen.

Das tat sie recht häufig. Sie glaubte nicht, dass ihr Mann es wusste, denn sie sorgte dafür, dass ihre Abwesenheit mit seinem tiefsten Schlaf zusammenfiel. Den größten Teil ihres Lebens und ihrer Gedanken teilte sie mit ihm, doch manche Dinge hatte sie allein zu vollbringen.

Sie breitete ein feuchtes Tuch über ihren Trank, dann deckte sie den Topf mit einem steinernen Deckel ab und band diesen fest. Darauf stellte sie ihn ganz hinten auf das oberste Brett des Regals.

Während sie ihre Hände reinigte und abtrocknete, sah sie sich in der kleinen Hütte um. Alles war sauber und ordentlich, genau wie sie es mochte. Zufrieden schloss sie die Tür und begab sich leichtfüßig ins Haus.

ERSTES KAPITEL

Josse d'Acquin ritt in seiner neuen Tunika aus, seinen Nachbarn Brice von Rotherbridge zu besuchen. Wie schön es war, an einem warmen Sommermorgen mit der Aussicht auf ein gutes Mittagessen das Leben zu genießen.

Die Einladung war ziemlich überraschend gekommen. Josse und Brice standen seit ihrer ersten Bekanntschaft vor vier Jahren auf höflich-freundschaftlichem Fuße, doch hätte man nicht von einer engen Beziehung sprechen können. Dann war vor ein paar Tagen, als Josse und sein Gehilfe Will total verschwitzt und verdreckt die Räumung eines Dräniergrabens überwachten, Brices Diener mit der Einladung aufgetaucht.

Josse schämte sich, dass man ihn in solcher Verfassung überrascht hatte. Er hatte nur vorgehabt, am Grabenrand zu stehen und seinen kleinen und ungewöhnlich beschränkten Arbeitstrupp zu beaufsichtigen, doch dann fand er sich unten im Schlamm und Schlick wieder und zeigte ihnen, was sie tun sollten. Will war, widerwillig und missbilligend mit der Zunge schnalzend, hinter seinem Herrn hinabgestiegen. »Ja doch, Mensch, ich weiß, was du denkst, und mach bitte nicht dieses widerliche Geräusch!«, hatte Josse ihn angefaucht.

Doch Will wusste aus langer Erfahrung, dass das Gebell seines Herrn erheblich gefährlicher war als sein so gut wie nicht vorhandener Biss. Er brummte vor sich hin und fügte einen nicht ganz unvernehmlichen Kommentar hinzu, dem Sinne nach etwa: »'s gehört sich nicht, dass er sich mit ihresgleichen hinstellt und schippt, das ist schlecht für die Disziplin.« Eine solche Denkweise verhalf der Sache kaum weiter, auch wenn Josse sie vielleicht geteilt hätte.

Es war Josse doch peinlich gewesen, dass Brices langnasiger Diener so geringschätzig auf ihn herabstarrte, und so fühlte er sich veranlasst, die neue Tunika zu erwerben, wie um zu beweisen, dass er durchaus elegant – und pieksauber – aussehen konnte, wenn er wollte. Die Tunika war aus dunkelgrünem Samt, reichte ihm bis knapp unter die Knie und lief am Saum in großzügige Glockenfalten aus. Man hatte ihm versichert, dass sie nach der neuesten Mode geschnitten war. Gekostet hatte sie gewiss genug, besonders als er sich von dem Händler hatte überreden lassen, dazu passende Handschuhe und eine turbanähnliche Kopfbedeckung zu kaufen.

Als er jetzt das Hohe Weald hinter sich ließ und sich dem Moorland näherte, nahm die Landschaft einen anderen Charakter an. Brices Gut befand sich zum Teil auf hoch gelegenen Terrain – das Gutshaus stand auf einer Anhöhe über einer breiten Bucht –, doch der größte Teil seines Besitzes lag unten in der Ebene. Allgemein war man überzeugt, dass er mit Wolle ein kleines Vermögen gemacht hatte.

Josse hielt einen Augenblick an, um die Aussicht unter sich zu betrachten. Er stand ein Stück weiter stromauf an dem Flüschen, das an Brices Gutshaus vorüberfloss, und jetzt, da die Ebbe eingesetzt hatte, war der kleine Wasserlauf nur noch fadendünn, und die Ränder waren schlüpfrig von nassem Schlamm, aus dem hin und wieder mit leisem Schmatzen und einem flüchtigen, aber widerlichen Hauch von Sumpfgas Blasen aufstiegen. An der gegenüberliegenden Seite des Wasserlaufs war das Ufer niedrig, und dahinter fiel das Gelände in ein weites Marschland ab. Flach und recht eintönig – sofern

man nicht das zartfarbige Flickerwerk kleiner Felder mit in Betracht zog, die wenigen verkümmerten Bäume und die Schafe –, endete es in zwei bis drei Meilen Entfernung mit einem sanften Anstieg des Geländes. Auf jenem höheren Grund, überlegte Josse, um Orientierung bemüht, dürfte sich das Dorf Northeam befinden und weiter östlich, auf den niedrigen Klippen über der Ryebucht, Peasmarsh und Iden.

Er riss sich von dem heiteren Bild vor sich los – es war wirklich ein schöner Tag, und das weite Marschland wirkte in dem hellen Sonnenlicht besonders einladend –, setzte Horace mit einem Schnalzen in Bewegung und schlug den Weg zu Brice von Rotherbridges Haus ein.

Ein Dickicht von Weiden und Erlen am Rand des Gutshofes beschattete das Geviert, und Josse spähte in das kühle Dämmer und kündigte mit einem Ruf sein Kommen an. Einen Augenblick später hörte er eilende Schritte, und Brices junger Diener tauchte aus den Stallungen auf.

»Morgen, Sir Josse«, sagte der Bursche und grinste zu ihm auf.

»Guten Morgen ... Äh ...« Wie hieß der Junge bloß? Josse versuchte sich zu erinnern. Der Bursche war in vier Jahren fast zum Mann herangewachsen, doch das strähnige Haar, die niedrige Stirn und der abgebrochene Schneidezahn waren unverwechselbar. Immerhin, das Willkommenslächeln schien echt zu sein, und als Josse es erwiderte, fiel ihm plötzlich der Name ein. »Ossie!«, rief er triumphierend.

»Das ist richtig, Sir«, antwortete Ossie, und sein Grinsen wurde noch breiter. »Ich kümmere mich um Euer Pferd, Sir. Im Stall ist frisches Wasser, und ich reibe es ein bisschen ab, weil es so verschwitzt ist.«

»Ja, dafür wäre ich dir dankbar«, sagte Josse absitzend. »Warmer Tag, was, Ossie?«

»Stimmt, Sir«, pflichtete Ossie mit einem dramatischen Seufzer bei, als gehörte warmes Wetter zu den ägyptischen Plagen. »Sicher müssen wir bald dafür büßen.« Er starrte Josse verdrießlich an, dann fuhr er fort: »Geht nur rein, Sir. Ihr kennt den Weg? Der Herr wird schon auf Euch lauern.«

Josse überquerte den Hof und stieg die Stufen zur Wohnhalle hinauf. Wie Ossie gesagt hatte, erwartete ihn Brice. Als Josse eintrat, erhob er sich rasch von einer Bank neben dem breiten Kamin und eilte ihm zur Begrüßung entgegen.

Während Josse ihn musterte, dachte er, wenn die vier Jahre den Mann überhaupt verändert hatten, dann hatten sie ihn eher verjüngt, statt ihn altern zu lassen. Freilich, vor vier Jahren hatte er gerade die Ehefrau verloren, rief sich Josse in die Erinnerung zurück, und das Bewusstsein, ihren Tod verschuldet zu haben, hatte schwer auf ihm gelastet. Für beide Männer war es eine schwierige Zeit gewesen, und Josse hatte manchmal überlegt, dass wahrscheinlich deshalb zwischen ihnen eine gewisse Befangenheit zurückgeblieben war und den Grund dafür bildete, dass beide Männer Abstand voneinander gewahrt hatten. Trotzdem, jetzt war Josse da, ein willkommener Gast in Brices Haus, und vielleicht wollte Brice mit dieser unerwarteten Einladung andeuten, dass auch er die Entfremdung zwischen ihnen bedauerte und die Dinge zurechtzurücken wünschte.

Josse musterte Brice, als dieser ihm einen Becher kühles Bier anbot. Das dunkelbraune

Haar zeigte noch keine Spur von Grau, das sonnengebräunte Gesicht war glatt und faltenlos, und aus der Tiefe der braunen Augen blitzte ein Lachen. Brice hielt sich straff, und seine breitschultrige Gestalt war in feines Linnen und eine an den Kanten reich bestickte weinrote Tunika gekleidet, dem Anschein nach noch kostspieliger als Josses neues Stück.

Während Josse mit erhobenem Becher Brices höflichen Trinkspruch auf »die glückliche Wiederbegegnung alter Freunde« beantwortete, zog er den Schluss, Brice sah aus wie ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. Und noch dazu – was hatte er bloß an sich? Etwas in seinem Ausdruck ... Ja, in diesen Augen spiegelte sich entschieden eine unterdrückte Gemütsbewegung. Er machte den Eindruck eines Mannes, der irgendein erregendes Geheimnis hütet.

Das Gespräch drehte sich eine Weile um banale Themen – das Wetter, die Gesundheit von Brices Schafen, den stetig steigenden Wollpreis. Und dann, wie Gespräche es just zu jener Zeit an sich hatten, wandte es sich dem König zu.

»Er ist guten Mutes, heißt es«, bemerkte Brice. »Obwohl es angesichts der Umstände schwer zu begreifen ist, wie das möglich sein kann.« In seinen gut geschnittenen Zügen zeichnete sich äußerste Empörung ab. »Ein christlicher König, ein Gesalbter Gottes, als Gefangener! Ach, Josse, welche Demütigung!«

»Ich glaube, wir können sicher sein, dass er jetzt nur noch dem Namen nach ein Gefangener ist«, gab Josse zurück. »Seit Leopold von Österreich, dieser verräterische Schuft, ihn im März dem Kaiser ausgeliefert hat, soll sich seine Lage ständig gebessert haben. Ja, er hält hof und führt seine Geschäfte fast so, als befände er sich in seiner eigenen Festung!«

Ungeduldig winkte Brice ab. »Ja, so sagt man, aber er ist doch nicht frei, Mensch!«

Josse musste ihm recht geben. »Seine Gesundheit hat sich gebessert«, gab er zu bedenken. »Essen und Trinken schmecken ihm wieder, er war sogar mehr als einmal auf der Jagd, und das wird ihn mit Sicherheit zu Kräften kommen lassen.«

Als hätte Brice nicht zugehört, sagte er: »Und was ist mit uns hier in England? He? Ohne König, steuerlos, während sein schlauer Bruder Pläne schmiedet, sich auf unseres Richards Thron zu setzen!«

»Die Königin ist auf der Hut«, meinte Josse. »Sie kennt Johann so gut wie nur jemand, und sie wird das Notwendige tun, um Richards Interessen zu schützen.« Ohne dass Josse Namen zu nennen brauchte, wussten beide Männer, dass er von der Mutter des Königs sprach und nicht von seiner Gemahlin. »Zu Ostern hat sie die Küstenwachen verstärkt, und diesen flämischen Söldnern, die Johann angeheuert hatte, wurde ein heißerer Empfang zuteil, als sie erwartet hatten. Und sie hat die Männer des Königs ihren Treueid erneuern lassen.«

»Wozu soll das gut sein, wenn er nicht zurückkommt? Wenn wir – Gott behüte! – seinen Bruder an seiner Stelle hinnehmen müssen?«

»Wir können nichts Besseres tun, als auf des Königs eigene Worte hören. Ihr erinnert Euch? Als man ihm von Johanns Intrigen berichtete, sagte er, sein Bruder sei nicht der Mann, ein Land zu erobern, wenn er dem geringsten Widerstand begegnet. König Richard fürchtet seinen Bruder nicht, Brice, also sollten wir es auch nicht.«

»Aber wir sind hier, und er ist weit weg«, stellte Brice düster fest. Dann heftete er die zornigen dunklen Augen auf Josse und fuhr leise fort: »Und jetzt müssen wir hunderttausend Silbermark aufbringen, um ihn wiederzukriegen.«

»Ja, ich weiß«, bestätigte Josse bedrückt. »Man sagt, es sind Englands Staatseinkünfte von zwei Jahren.«

»Bekommt man das zusammen?«

»O ja«, erklärte Josse mit mehr Zuversicht, als er selbst hegte. »Königin Eleanor wird schon dafür sorgen.«

»Man hat uns bereits zur Ader gelassen, um den Kreuzzug zu finanzieren.« Als sei Brice klar, dass man seine Worte als hart an der Grenze zum Hochverrat auffassen könnte, sprach er nahezu im Flüsterton. »Jetzt verlangt man von jedem von uns ein Viertel seines Jahreseinkommens!«

»Nicht von jedem«, widersprach Josse. »Die Armen brauchen nur zu geben, was sie können.«

Brice sagte etwas, das Josse nicht genau verstand, doch angesichts seiner König Richard geschuldeten Loyalität war es vielleicht ganz gut so.

Eine Weile herrschte in der Wohnhalle Schweigen. Nachdem sie so schwerwiegende Dinge erörtert hatten, fand Josse es nicht ganz passend, das Gespräch auf eine persönlichere Ebene umzulenken. Dennoch rätselte er immer noch, weshalb man ihn eingeladen hatte, und erst recht, was Brice eigentlich dazu trieb, so rastlos hin und her zu schreiten, als erfüllte seinen hageren Leib so viel nervöse Energie, dass er nicht stillsitzen konnte. Bevor er sich etwas ausgedacht hatte, um seine Neugier zu befriedigen, trat eine füllige Frau mit einer adretten weißen Haube auf dem grauen Haar und einer gestärkten Schürze über ihrem braunen Kleid geschäftig ins Zimmer und meldete, das Essen sei bereit.

Brice nahm die knappe Ankündigung mit einem Lächeln entgegen und sagte: »Josse, Ihr erinnert Euch an Mathild?«

»Aber ja«, gab er zurück. Wenn das Essen der Frau so gut ist wie ihr Bier, dachte er zufrieden, dann steht mir ein Hochgenuss bevor.

Das Mahl war hervorragend. Mathild, die eine wunderbare Teigkruste zustande brachte, tischte eine warme Schweinspastete auf, mit einem Gewürz, das Josse zu erkennen glaubte, aber nicht zu benennen vermochte. Was immer es war, er war nicht mehr darauf gestoßen, seit er am Hof der Poitevins verkehrt hatte, und es war eine seltene Freude, wieder in den Genuss zu kommen. Er und Brice nahmen sich Zeit, aßen sich an den wohlschmeckenden Gerichten satt. Außer der Schweinspastete gab es Küchlein aus gehacktem Fleisch in einer Soße aus Käse, Eiern und Milch, Weißfisch in Weinsoße mit Zwiebeln und Gewürzen und eine Art dicke Suppe, die nach Josses Meinung hauptsächlich Erbsen enthielt. Dann trug Mathild Weinbissen auf – großzügige Schnitten selbst gebackenen süßen Kuchens in einer Mischung aus Wein, Milch und Mandeln –, und ihr Weinschaum umschmeichelte Josses Gaumen noch einmal mit fast vergessen geglaubten Wonnen. Er konnte Ingwer ausmachen ... und Zimt ... Vielleicht auch einen Hauch Nelken? ... Und dann hielt er Mathild mit einem Lächeln und einigen tief empfundenen Worten des

Lobes den Teller hin, um noch etwas davon zu bekommen.

»O ja«, stellte Brice fest, während er schließlich vom Tisch abrückte und mit einem Daumen seinen Gürtel lockerte, »es mag ihr an einem gewissen Schliff fehlen, meiner alten Mathild, aber sie ist die beste Köchin, die mir jemals vorgekommen ist. Noch etwas Wein?«

Josse ließ sich nachschenken und dachte gerade, welch angenehme Art das war, untätig einen sonnigen Tag zu verbringen, als Brice seinen Becher leer trank, sich gerade aufrichtete und sagte: »Wenn Ihr so weit seid, Josse, möchte ich, dass Ihr jemanden kennenlernt. Ihr habt vielleicht schon von ihm gehört. Sein Gut ist nicht weit von hier – ein Ritt von einer Stunde, bestimmt nicht mehr, auch wenn wir einen gemütlichen Schritt anschlagen –, und die Hitze wird bald nachlassen.«

»Ich soll jemanden kennenlernen?«, erkundigte sich Josse begriffsstutzig, bemüht, sein schläfriges Denken zu konzentrieren. »Aber ...«

»Ich hätte es Euch sagen sollen«, unterbrach Brice ihn mit einem flüchtigen, entschuldigenden Lächeln. »Nur ... Na ja, ich wollte Euch überraschen.«

Gerade als Josse angesichts der sonderbaren Bemerkung stutzte, verbesserte Brice sich. »Das heißt, ich wusste nicht recht, wie ich es ausdrücken sollte: Kommt zum Essen zu mir, und dann reiten wir aus, damit ich Euch meinen Freunden vorstellen kann. Deshalb habe ich lieber geschwiegen.«

Während Josse seinen Wein austrank und sich widerstrebend erhob, konnte er nicht umhin, sich zu fragen, was daran so schwierig sein sollte.

Der Nachmittag hatte sich wirklich eine Spur abgekühlt, als Brice und Josse aufbrachen. Brice hielt sich auf der höher gelegenen Seite des Ufers, wobei die Hufe ihrer Pferde nicht mit dem Schlamm in Berührung kamen, und überdies konnten die Männer den Schatten der Weiden genießen, die weiter oben wuchsen. Unterwegs beobachtete Josse, wie der schmale Wasserlauf unten zu ihrer Rechten stetig breiter wurde. Na ja, dachte er, das Flüsschen selbst nimmt nicht allzu viel zu, es ist eher so, dass das Tal, durch das es fließt, weiter wird. Gerade wollte er seinem Gefährten etwas dazu sagen, als Brice sich im Sattel umdrehte und verkündete: »Hier müssen wir hinab. Wir wollen dort hinüber« – er wies über das Flüsschen zum höher gelegenen, jenseitigen Ufer hin –, »und hier ist der günstigste Übergang.«

Josse brummte bestätigend, gab Horace ein Zeichen und folgte Brice, als dieser vorsichtig das Ufer hinabritt. Er begriff, weshalb Brice diese Stelle gewählt hatte statt einer weiter oben, wo der Wasserlauf schmaler war; hier waren die Ufer viel weniger steil. Bald musste er sich eingestehen, dass Brice genau wusste, was er tat. Selbstsicher hielt er auf ein scheinbar gefährlich nasses und sumpfiges Gelände zu – von der Art, dachte Josse besorgt, wo sich Mann und Pferd abkämpfen konnten, bis sie ein furchtbares Ende fanden –, doch als sie näher kamen, wurde klar, dass ein schmaler Pfad durch den Sumpf führte. Es war kein durchgehender Weg, vielmehr waren stellenweise nur feste Trittsteine ausgelegt, und zur Flutzeit war der Pfad zweifellos von Wasser bedeckt. Während Josse Brice hinüberfolgte, kam ihm mit einem Mal der Gedanke, nur jemand, der oft diesen Weg nahm, konnte sich so gut auskennen.

Das Gutshaus, zu dem Brice ihn führte, war reizvoll am östlichen Ende der Insel Oxney gelegen. Auf der anderen Seite fiel das Land zur Ryebucht ab, und im Hintergrund schützte es ein dichter Streifen Waldland. Das Haus war nicht neu – hier gab es keine Anzeichen für Umbauten und Anbauten der Art, wie sie sowohl Josse wie Brice an ihren Wohnhäusern vorgenommen hatten –, und es verschmolz so schön mit seiner Umgebung, dass es fast danach aussah, als hätte es schon immer so dagestanden, den Wald im Rücken, die Stirn zum Wasser.

Josse schüttelte diesen wunderlichen Gedanken ab, als er merkte, dass Brice zu ihm sprach, und trieb sein Pferd voran. »Wie? Was habt Ihr gesagt?«, fragte er.

»Ich habe Euch den Namen unseres Gastgebers genannt«, antwortete Brice. »Seht hier, Josse, das ist die Heimstatt von Ambrose Ryemarth.« Josse fiel auf, dass er mit zusammengekniffenen Augen vorwärtsdrängte, als brenne er auf den ersten Anblick des Hauses und seines Bewohners. Und als die beiden in den Hof einritten, hatte es den Anschein, als habe jemand nach ihnen Ausschau gehalten. Oben an der Freitreppe, die zum breiten, wie zum Willkommen weit geöffneten Tor hinaufführte, stand ein kräftig gebauter, grauhaariger Mann. Er spähte zu ihnen herab, den Kopf auf dem sehnigen Hals vorgestreckt wie eine Schildkröte, und rief: »Brice? Bist du das? Ihr seid zu zweit – bringst du deinen Freund mit?«

»Ja, Ambrose, ich bin es«, rief Brice zurück. »Und ja, Josse d'Acquin ist mit mir. Warte, bis wir die Pferde versorgt haben, dann kommen wir hinauf.«

Als hätte er auf diesen Augenblick gewartet, kam ein junger Bursche aus dem Stallgebäude gerannt und übernahm mit einem kurzen Nicken Josses und Brices Pferde. Josse hörte Brice nervös hüsteln, während er an seiner Tunika herumzupfte und ihre Falten zurechtschob, dann stiegen sie die Stufen hinauf und betraten das Haus.

Ambrose Ryemarth pflegte eine üppige Gastlichkeit. Zwar hatte Josse bei Brice gut gespeist, doch die in der kühlen Halle zierlich auf Präsentiertellern dargebotenen herzhaften und süßen Delikatessen verlockten ihn, noch einmal von vorn anzufangen. Ohne jede Mühe verdrückte er zwei Wildbretküchlein in Kirschsoße, eine kleine süße, mit Lorbeerblatt und Zitrone gewürzte Eierrahm-Tarte und einen mürben Bratapfel, mit Dörrobst und Ingwer gefüllt. Es gab Weißwein zu trinken, und wer immer Ambroses Haushalt führte, hatte es irgendwie geschafft, ihn zu kühlen. Seit Josse aus Frankreich abgereist war, hatte er nichts ähnlich Köstliches genossen.

Das Gespräch floss leicht, doch nichtssagend dahin. Josse, immer noch neugierig, wozu dieser Besuch eigentlich dienen sollte, wartete geduldig ab.

Dann geschahen drei Dinge auf einmal.

Draußen im Gang waren leichte Schritte zu vernehmen. Brices Kopf fuhr herum, und in dem Bruchteil einer Sekunde, den Josse ihn beobachten konnte, offenbarte sein Gesicht einen seltsam erregten, erwartungsvollen Ausdruck, der sich zu einer Miene freundlichen Desinteresses wandelte, als er Josses Blick wahrnahm. So gab er sich noch immer, als der Türvorhang mit leisem Rascheln zur Seite geschoben wurde und eine Frau die Wohnhalle betrat.

Ambrose erhob sich aus seinem hochlehnigen Sessel und streckte beide Hände aus. Die

Frau schritt rasch zu ihm hinüber und legte ihre Hände in die seinen. Dann neigte sie sich zu ihm und küsste ihn, lächelnd zu ihm aufsehend, zärtlich auf die Wange.

Ambrose wandte sich zu Josse um und sagte: »Das ist meine Frau. Galiena, meine Liebste, ich darf dir Josse d'Acquin vorstellen.«

Während Josse aufstand, um sie zu begrüßen, musterte er sie geschwind und verschaffte sich einen ersten Eindruck. Sie war hochgewachsen und schlank, das kornblumenblaue Seidengewand schmiegte sich ihrer Figur an und betonte die straffen runden Brüste und die schmale Taille. Ihr helles Haar war in zwei dicke Zöpfe geflochten, die zu beiden Seiten des Gesichts aufgerollt waren. Über dem Haar trug sie einen kleinen Schleier, den ein Blütenkranz festhielt. Ihre Augen waren so tiefblau wie das Kleid, und die rosigen Lippen waren zu einem herzlichen Lächeln geöffnet.

Sie war eine Schönheit, stellte Josse fest. Sie war auch sehr jung: nicht älter als siebzehn oder achtzehn, schätzte er.

Und Ambrose war ein Mann im fortgeschrittenen mittleren Alter, wenn nicht schon darüber hinaus.

Bemüht, seine sich überstürzenden Gedanken beiseitezuschieben, neigte Josse sich über das kühle Händchen, das sie ihm entgegenstreckte, und sagte: »Lady, es ist mir ein großes Vergnügen, Euch kennenzulernen.«

Galiena lachte leise und drückte Josse die Hand, als wüsste sie ganz genau, was er dachte, und erkenne seine Reaktion an. Dann drehte sie sich um, womit sie Brice einbezog, und fragte: »Ihr habt Erfrischungen zu Euch genommen, meine Herren? Mein Gatte hat sich um Euch gekümmert?«

»Gewiss hat er das«, beeilte sich Josse zu antworten. »Wein von einer Qualität, wie ich ihn seit vielen Jahren nicht mehr zu kosten bekommen habe. Und so gut gekühlt!«

Er vernahm seine eigenen Worte und spürte, wie ihn peinliche Verlegenheit heiß durchflutete. Zum einen war es gegenüber Brice wenig taktvoll, der ihn vorhin fast genauso gut bewirtet hatte. Zum anderen schwärmte er geradezu wie ein Knabe, und bis er Galiena begegnete, hätte er behauptet, die Knabenzeit weit hinter sich gelassen zu haben.

Sie schien seine Beklemmung zu erahnen. Ohne ihn anzusehen – worüber er heilfroh war, denn er war ganz sicher, dass er ein hochrotes Gesicht hatte –, glitt sie zu Ambrose zurück, zog einen Hocker heran und nahm zu seinen Füßen Platz. Dann wandte sie sich Brice zu und sagte: »Nun, Brice, was gibt es in Rotherbridge Neues? Haben Mathild und Robert ihren Streit beigelegt? Und habt Ihr Ossie die Nelkenpaste für seinen Zahn gegeben?«

Während Brice antwortete, beobachtete ihn Josse. Jetzt war ihm keine Spur mehr von der Spannung anzusehen, die flüchtig in seinem gut aussehenden Gesicht aufgeblitzt war; er saß auf einer Bank nahe bei Galiena, und nach allem, was seine Miene verriet, hätte er auch mit einer ältlichen Tante plaudern können.

Ich habe mich geirrt, sagte sich Josse energisch. Hier handelt es sich um nichts weiter als Freundschaft. Ich habe mich geirrt.

Und doch ...

Aber Ambrose richtete gerade das Wort an ihn. »Noch Wein, Josse?«, fragte er. »Ich

freue mich, dass er Euch zusagt, und er wird doch bloß warm, wenn er da auf dem Tisch steht.« Er hob die Hand so bestimmt, dass sogleich zu erkennen war, Ambrose war es gewöhnt, Befehle zu geben und sie prompt ausgeführt zu sehen. »Bringt ihn herüber, und wir füllen beide unsere Becher!«

Josse tat, wie ihm geheißen. Als er sich vorbeugte, um Ambrose nachzugießen, sagte dieser ihm leise ins Ohr: »Kommt mit mir auf einen Spaziergang nach draußen, Sir. Ich möchte mit Euch über eine etwas delikate Angelegenheit sprechen.«

Dann stand er auf und äußerte laut: »Sir Josse, überlassen wir diese zwei ihrem Klatsch und Tratsch!« Er warf seiner Frau einen zärtlichen Blick zu, als sie einen scherzhaften Protestruf ausstieß. »Macht mit mir eine Runde durch den Sonnenschein«, fuhr er fort, »und ich zeige Euch, wie Galiëna eine Wildnis in den hübschesten Garten von England verwandelt hat.«

Mit einem überraschend starken Griff packte Ambrose Josse beim Ärmel und zog seinen Gast aus der Halle.

»Der Garten liegt versteckt an der Rückseite des Hauses, wo wir vom höheren Grund aus auf das Tal hinabsehen«, erklärte er, während er Josse einen mit Rosenbüschen gesäumten Pfad entlangführte. »Hier entlang ... wartet ... da! Nun, was sagt Ihr? Bin ich nicht mit Recht stolz darauf, was meine Frau geleistet hat?«

Josse starrte wortlos um sich. Er verstand nichts von Gärten, denn seine einzige beschränkte Erfahrung damit stammte aus dem Kräutergarten in Hawkenlye, den Schwester Tiphaine so sorgsam pflegte. Und bei sich daheim zogen Will und seine Frau in einem schlammigen Gärtchen hinter ihrer Kate etwas Gemüse. Jedoch hatten weder Will noch die Kräuterkundige in Hawkenlye Lust oder Zeit, Pflanzen nur ihrer Schönheit wegen anzubauen.

Wogegen es hier anscheinend der entscheidende Gesichtspunkt gewesen war.

Sein Blick schweifte über das kurz gemähte Gras, die fette braune Erde der Beete, das Dickicht der Nuss- und Obstbäume. Dann schaute er wieder auf die Blumen und meinte, im ganzen Leben nicht an einem einzigen Ort so viele verschiedene Farben, Formen und Strukturen gesehen zu haben.

Er spürte, dass Ambrose darauf brannte, seine Meinung zu hören. »Es ist ein Paradies«, sagte er schließlich. »Ein wahrer Garten Eden. Eure Gattin hat zuwege gebracht, dass jede Blume sich an Schönheit selbst übertrifft.«

»Ach, und der Garten dient nicht nur zur Zierde!« Ambrose hatte Josse wieder beim Ärmel gefasst und steuerte ihn auf einen Pfad, der längs durch den Rasen führte. »Sie baut nämlich auch Kräuter an.« Er blieb stehen und atmete tief ein. »Seht, hier steht Raute, dort ist Rosmarin, dort Knoblauch, dort ... Ach, den Namen habe ich vergessen, etwas, das sie zu einem ihrer Gebräue benutzt. Zwar sagt sie es mir, sie erklärt mir immer, was sie anbaut und zu welchem Zweck, aber meine Konzentration lässt manches Mal nach, und ich vergesse es.« Er seufzte leise. »Ich mag sie nicht allzu oft bitten, sich zu wiederholen, weil es sie nur zu leicht an den Grund meiner Vergesslichkeit erinnert.« Er wandte Josse das Gesicht zu. »Sie ist wunderschön, nicht wahr?«

»Ja, das ist sie«, bestätigte Josse ruhig.

»Und, wie es zweifellos Euer erster Gedanke war, als Ihr sie gesehen habt, jung genug, um meine Enkelin zu sein.«

»O nein!«, protestierte Josse und spürte, wie er wieder rot wurde. »Ich dachte nur ...« Ihm wollte keine Lüge einfallen, und unter noch tieferem Erröten verstummte er.

Ambrose, der ihn missverstand, lächelte leicht, blickte zur Seite und fuhr fort: »Nun ja, vielleicht nicht ganz meine Enkelin. Aber bestimmt meine Tochter.«

»Sie ... Äh ... Man erkennt deutlich, dass sie eine liebevolle und zärtliche Zuneigung für Euch empfindet«, sagte Josse. Da es die Wahrheit war – zumindest glaubte er das, nach so kurzer Bekanntschaft –, brachte er es mit Überzeugung vor. Er merkte, wie sein erhitztes Gesicht sich abzukühlen begann.

»Wahrlich, wahrlich.« Ambrose seufzte erneut, diesmal tiefer. »Wie ich für sie. Ich liebe sie, Josse, und es ist mein größter Wunsch, sie glücklich zu wissen.«

»Sie macht auf mich einen glücklichen Eindruck«, stellte Josse fest. »Sie wirkt wie eine zufriedene Frau.« Auch das schien ihm die Wahrheit zu sein.

Doch Ambrose wandte sich ihm zu, fixierte ihn mit verblassten hellbraunen Augen und erklärte bedrückt: »Galiena kann geschickt heucheln. Ich soll glauben, dass ich sie in jeder Beziehung zufriedenstelle. Sie möchte nicht, dass ich meine, sie hege irgendwelchen Kummer, und deshalb gibt sie vor, dass sie glücklich ist und auf der ganzen weiten Welt keine Sorgen kennt.«

Josse begann sich vor dem zu fürchten, was womöglich folgte. »Sie ... Äh ... Sie hat ein schönes Heim und einen liebenden Gatten«, bemerkte er und wünschte sich weit fort aus dem sonnigen Garten, wo ihm offenbar gleich höchst intime Dinge anvertraut werden sollten. »So manche Frau würde viel dafür geben, in solch sorgenfreien Verhältnissen zu leben.«

»Ach ja, genau das sagt sie auch.« Ambrose senkte den Blick. »Doch das, Sir, ist alles, was sie hat. Wir führen hier ein sehr ruhiges Leben. Ich mache mir nichts aus Gesellschaft, und bis auf Brice, und heute auch Euch« – er nickte ungefähr in Josses Richtung –, »haben wir kaum Besuch, außer von Verwandten. Und noch dazu bin ich oft nicht daheim, wenn Geschäftliches zu erledigen ist oder wenn ich an den Hof gerufen werde. Das Leben mit einem Mann, der das friedliche Landleben vorzieht, ist für Galiena langweilig, fürchte ich. Wie kann sie damit zufrieden sein?« Mit gesenktem Kopf atmete er ein-, zweimal schwer, dann schlug er unerwartet die Augen zu Josse auf, als habe er seinen Mut zusammengenommen, und stieß rasch hervor: »Sir Josse, ich brauche Eure Hilfe. Brice berichtet mir, dass Ihr mit den guten Schwestern der Abtei Hawkenlye bekannt seid?«

»Ich ... Gewiss, das bin ich.« Der unerwartete Themenwechsel hatte Josse völlig verwirrt, und er stolperte über seine Antwort.

»Dann seid doch so freundlich und sagt mir, ob sie sich in Frauendingen auskennen.«

Frauendingen. Ach du Schreck, dachte Josse verzweifelt, das ist ja noch schlimmer als befürchtet. »Äh – sie haben eine äußerst fähige Spitalschwester«, lavierte er. »Dazu eine große Zahl aufopfernder Pflegeschwestern, und dann ist da noch Schwester Tiphaine, die Kräuterkundige.«

»Sie behandeln auch Frauen mit persönlichen Problemen?«, beharrte Ambrose, und die

starke Betonung auf »persönlich« trieb Josse wieder das Blut ins Gesicht.

»Hm ... Tja ... Äh ...«

Doch Ambrose, in seinen tiefen Kummer versunken, schien Josses Unbehagen nicht wahrzunehmen. »Sie ist selbst kräuterkundig, meine Galiena«, murmelte er. »Sie hat schon alles versucht, was sie nur wusste. Sogar, meiner Kenntnis nach, ganz verzweifelte Mittel.« Der leidvolle Ausdruck ließ ihn noch älter wirken, und er fuhr fort: »Wisst Ihr, ich sehe sie in der Nacht. Ach, sie glaubt, dass sie mich nicht weckt, dass ich selig weiterschlafe, wenn sie sich aus meinem Bett schleicht. Aber ich wache auf, Sir, immer wache ich auf. Ich spüre ihre plötzliche Abwesenheit, auch wenn ich tief schlafe. Und ich gehe ans Fenster, von dem aus ich in den Garten hinabschauen kann, und ich beobachte sie, wenn sie ihre Riten vollführt. Nur verbirgt sie sich oft, versteht Ihr, sie entschlüpft irgendwohin, wo ich sie nicht mehr sehen kann. Das ist nicht schwer.« Er seufzte. Mit dem Blick über den Garten schweifend, senkte er die Stimme zu einem Flüstern und fuhr fort: »Nackt unter dem Mondlicht steht sie da, ihr schöner Leib so bleich und weiß. So wunderschön. So wunderschön.«

Mit einem Mal schien sich Ambrose zu erinnern, zu wem er sprach. Der angespannte Ausdruck wich aus dem abgehärmten Gesicht, und mit einem kurzen Auflachen sagte er: »Josse, es tut mir leid. In meiner Verzweiflung habe ich mich vergessen. Ihr kommt, nichts Böses ahnend, als Gast hier an, und unversehens schleppt Euch Euer Gastgeber allein fort und beginnt sich über Dinge auszulassen, die eher einer vertraulichen Erörterung zwischen einer Dame und ihrer Kammerzofe angemessen sind. Ihr müsst ja völlig entsetzt sein!«

Da »entsetzt« es nicht einmal annähernd beschrieb, gab Josse nur ein Brummen von sich.

»Was ich Euch fragen will«, fuhr Ambrose jetzt mit ruhigerer Stimme fort, »das ist, ob die Nonnen in Hawkenlye meiner Frau helfen können. Genauer gesagt, uns beiden helfen können, denn es ist mein Wunsch genauso wie der ihre.«

Josse ging ein Licht auf, plötzlich und total. Ein alter Ehemann, eine junge Ehefrau und ein großer, reicher Haushalt, dessen stillen Frieden kein übermütiges Kinderlachen und kein Babygeschrei stört.

Er wollte gerade etwas sagen, doch Ambrose kam ihm zuvor. »Galiena ist unfruchtbar, Sir Josse«, erklärte er leise. »Und ich möchte mehr als alles andere auf der Welt ihren Herzenswunsch erfüllen und ihr ein Kind schenken.«